

# SPIELZEIT

Ein Feuilleton-Spezial zum Saisonstart



## »Man übt auch im Kopf«

Die große Pianistin Hélène Grimaud über das Musikleben in Zeiten der Pandemie

Hélène Grimaud im Konzert. Bach, Beethoven, Schumann und Brahms nennt sie ihre »Lieblinge«

**A**nruf bei Hélène Grimaud in New York. Das neue Album der Pianistin erscheint Anfang Oktober, im Herbst plant sie eine Tournee durch Deutschland, Österreich und die Schweiz. Werden die Konzerte stattfinden? Die Stimme der Südfranzösin klingt warm und zugewandt.

**DIE ZEIT:** Wir müssen ein bisschen über Corona reden. Wie sind Sie bislang durch die Krise gekommen?

**Hélène Grimaud:** Auch für alle, die nicht existenziell bedroht sind, ist Corona doch eine Prüfung. Mich nervt die Krise jetzt stärker als am Anfang. Vor allem die Unsicherheit finde ich schwer erträglich. Niemand hat eine Lösung, die Wissenschaft nicht, die Regierungen nicht, alle widersprechen sich permanent. Gleichzeitig werden rigide Maßnahmen verhängt. Das gefällt mir nicht.

**ZEIT:** Worin besteht die Prüfung?

**Grimaud:** Es geht um Resilienz, um unsere Widerstandskraft. Aber die Pandemie ist keine Metapher, und nicht alles im Leben hat einen Sinn. Was wir zu tun haben, ökologisch, politisch, persönlich, wussten wir vor der Krise. Insofern ist Corona für mich eine riesige Shitshow. Die Herzen und Seelen der Menschen verkümmern, und dieser Prozess lässt sich weder durch soziale Projekte noch durch Konzerte im Netz aufhalten. Offenheit ist auch eine Frage der Übung. Doch wie sollen wir in Übung bleiben? Wenn es für Menschen okay ist, sich in Flugzeuge oder U-Bahnen zu setzen, warum lässt man dann kein »normales« Leben zu? Warum soll der Einzelne nicht selbst entscheiden und die Verantwortung dafür übernehmen, welchen Situationen er sich aussetzt?

**ZEIT:** Jedes Plädoyer für individuelle Freiheit stößt da an Grenzen, wo es um die Freiheit aller geht.

**Grimaud:** Schauen Sie, für die Musik ist das Ganze eine Katastrophe. Ich kann eine Interpretation

Das Kulturleben findet auch diesen Herbst in ganzer Fülle statt. Halten wir also Abstand – aber gehen wir gemeinsam: ins Theater, Konzert, Museum, Kino. Die Saison ist eröffnet!

mögen oder nicht mögen: Sie ist die einzige Möglichkeit, ein geniales Stück wie Mozarts *c-Moll-Fantasia* zum Leben zu erwecken. Ich kann den Musikbetrieb großartig finden oder abscheulich, ohne seine Strukturen fänden die Menschen keinen Zugang zu Konzerten. Das heißt: Wir haben keine Wahl. Es geht nicht um Läuterung oder darum, das System zu stürzen, das wäre blauäugig. Wem nützt es, wenn es keine internationalen Tourneen mehr gibt? Dem Publikum sicher nicht.

**ZEIT:** Dem Klima vielleicht? Oder Ihrem CO<sub>2</sub>-Abdruck?

**Grimaud:** Das Reisen ist sicher ein Problem, da legen Sie den Finger in die Wunde. Die Reiserei ist unglaublich anstrengend und kompliziert geworden.

**ZEIT:** Der Künstler Tino Sehgal bestiegt seit Jahren kein Flugzeug mehr. Muss er nach Asien oder in die USA, fährt er mit dem Zug oder mit dem Schiff.

**Grimaud:** Jeder von uns produziert einen viel zu großen CO<sub>2</sub>-Abdruck. Man muss sich überlegen: Wofür steht diese oder jene Menge Kohlenstoffdioxid, wo kann ich kompensieren? Diese Fragen treiben mich seit über 20 Jahren um. Die Natur, die Umwelt, das sind für mich existenzielle Themen. Aber ich empfinde das Musikmachen für andere als einen so großen Wert an sich, dass ich die Reisen, die dafür nötig sind, rechtfertigen kann. Was wäre die Alternative? Nur noch in Konzertsälen aufzutreten, die mit dem Fahrrad zu erreichen sind? Ich bedaure es, dass die ganze Debatte so ideologisch geführt wird.

**ZEIT:** In jedem Fall müssen Online-Konzerte als die klimaverträglichere Variante anerkannt werden. Können Sie dem Format etwas abgewinnen?

**Grimaud:** Es gab und gibt in der Corona-Zeit viele kreative Initiativen, keine Frage. Ich habe mich damit zurückgehalten, weil es kein Ersatz ist und

Fortsetzung auf S. 54

ANZEIGE

**LUDOVICO EINAUDI**  
UNDISCOVERED

VERBORGENE EXKLUSIVE KOSTBARKEITEN,  
BISHER UNVERÖFFENTLICHTE AUFNAHMEN  
UND HIGHLIGHTS EINER LANGEN KARRIERE



**17.9.2020**  
CD · VINYL · LIMITIERTE EDITION IN FARBIGEM VINYL

JETZT VORBESTELLEN UNTER  
STORE.DEUTSCHEGRAMMOPHON.COM



»TIEF EMPFUNDEN ...«  
*The New York Times*

»... AUSSERGEWÖHNLICH UND GROSSARTIG ...«  
*Leipziger Volkszeitung*



JOHANN SEBASTIAN BACH  
**LANG LANG**  
GOLDBERG VARIATIONS

JETZT ÜBERALL IM HANDEL  
als CD, Vinyl und limitierte Deluxe Edition inkl. Studioaufnahme  
& legendärem Live-Konzert aus der Thomaskirche, Leipzig



www.lang-lang.de

# Dienerin der Musik

Marie Jacquot war eine großartige Tennisspielerin. Dann beschloss sie, Dirigentin zu werden. Begegnung mit einer Ausnahmekünstlerin VON HANNAH SCHMIDT

Die Dirigentin Simone Young sagte, nach den Wichtigkeiten der Schlagtechnik gefragt, einmal: Jeder Dirigent arbeite zwar ein Leben lang technisch an sich, »aber man hat gute Hände, oder man hat sie nicht«. Die Feststellung mag banal klingen, doch sie stimmt. Das Phänomen der »guten Hände« lässt sich studieren, wenn man die erst 30-jährige Marie Jacquot beobachtet.

Die erste Kapellmeisterin der Deutschen Oper am Rhein und ehemalige stellvertretende Generalmusikdirektorin des Mainfranken Theaters Würzburg ist Pariserin, Wienerin, Weimarerin, Wahl-Rheinländerin – und sicherlich eine der fantasievollsten jungen Interpretinnen dieser Jahre. Bei der Aufführung von Maurice Ravel's *Tombeau de Couperin* im Dezember des letzten Jahres in der Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz reichten ihr kaum sichtbare gestische Nuancen, um den Klang des Orchesters für ganze Sekunden zu verändern. Das können Hände, wenn sie so vielfältig beweglich, so unabhängig und spontan koordinierbar sind wie die musikalischen Ideen ihrer Besitzerin. In ihrem Fall entstehen Bewegungen, die man so sprechend bisher kaum gesehen hat – so individuell, dass keine Handschrift irgendeines Lehrers oder einer Schule durchscheint. Vieles in diesem Dirigat ruht ganz in sich, als sei es getragen von einer zufriedenen, stoischen Gelassenheit oder eher: einem tiefen Vertrauen in die Musik.

In einem Konzert wie diesem im vergangenen Dezember braucht Marie Jacquot nur wenige Momente, um mit ihren Händen Gebilde und Klüfte zu formen, die das Ohr, den Blick der Betrachterin bannen. Dabei klingt das alles nicht revolutionär oder wie nie gehört. Jacquots Interpretationen sind mehr erfinderisch als innovationsgetrieben, sie schweben, sie entstehen autonom, ohne den Gestus, sich von etwas zu emanzipieren.

Offenbar hält die Dirigentin nicht viel davon, die Klassik und ihre Gewohnheiten umzuschreiben, nur weil es von ihr als junger Interpretin erwartet wird. »Sinfonien gibt es seit Jahrhunderten«, sagt sie in einer Mischung aus französischem Akzent und leichtem Wiener Dialekt, »und auch wenn man versucht, so gut wie möglich das zu respektieren, was der Komponist geschrieben hat, ergeben sich doch ständig neue Wege.« Sie wolle der Komposition dienen und sie so interpretieren, »dass die Musik möglichst dem entspricht, was ein Komponist uns versucht hat mitzugeben« – so unklar auch sei, ob man das jemals erreiche. Wie bei einem Spiel also, bei dem man nie weiß, ob man nun gewonnen oder verloren hat? »Ich nenne es: ehrlich und respektvoll mit dem Werk und der Musik umzugehen«, sagt Jacquot. »Ich versuche mich nicht von der Schnelligkeit unserer Gesellschaft treiben zu lassen, sondern will Zeit haben, mich als Musikerin und als Mensch zu entwickeln.«

Eine Dirigentin wie sie ist keine Herrscherin. Vielmehr ist sie gleichberechtigter Teil eines Prozesses, den sie mit anderen gestaltet – eines Prozesses, dessen Ausgang völlig offen ist. Das muss man aushalten können. Sie kann das. Diese Einstellung war ein wichtiger Grund dafür, warum Marie Jacquot vor ihrem Dirigierstudium eine erfolgreiche Karriere als



Marie Jacquot ist Kapellmeisterin der Deutschen Oper am Rhein

Fortsetzung von S. 53

wohl auch nicht sein will für das, was wir hatten. Für Livekonzerte gibt es keinen Ersatz. Erst bei Dreamstage habe ich mich engagiert ...

**ZEIT:** Dreamstage, eine Plattform für Konzerte im Internet, die der Cellist Jan Vogler mitbegründet hat. Es wird live gespielt, die Konzerte sind danach nicht abrufbar, und das Ganze kostet gewissermaßen Eintritt. Wie fühlt es sich an, für das World Wide Web zu spielen?

**Grimaud:** Oh, ziemlich echt. Es war auf jeden Fall eine intensive Erfahrung, ein bisschen wie im Plattenstudio, wenn das Rotlicht angeht. Das Ganze ist ein Hybrid, und ich kann mir vorstellen, dass unterschiedliche Künstler hier unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Die einen fokussieren sich mehr auf den Augenblick, die anderen sind von der Idee einer *augmented reality* fasziniert. Für mich war es eine riesige Freude, wieder im Sattel zu sitzen. Mein letztes Konzert habe ich im März gespielt.

**ZEIT:** Könnte es sein, dass der Musikbetrieb sein Publikum über kurz oder lang ans Internet verliert? Ist es nicht viel bequemer, zu Hause zu bleiben, statt sich mit hustenden Sitznachbarn und einem schalen Glas Sekt herumzuärgern?

**Grimaud:** Das möchte ich noch nicht einmal denken! Ich hoffe, nein, ich bin fest davon überzeugt, dass die Menschen sich immer daran erinnern werden, wie es ist, Musik körperlich zu erfahren. Das heißt nicht, dass es das andere nicht geben sollte. Das Netz ist eine tolle Option, es eröffnet Möglichkeiten.

**ZEIT:** Was haben Sie gemacht, als Sie nicht auftreten konnten?

**Grimaud:** Gelebt, gedacht, viel gelesen. Wegen eines Umzugs, der in die Corona-Krise fiel, hatte ich für längere Zeit kein richtiges Instrument. Normalerweise geht man in New York zu Steinway und setzt sich dort in einem Studio an einen Flügel. Das ging nicht, Sie wissen, wie hart das Virus die Stadt getroffen hat. Ebenso wenig war es mög-

lich, den Transport meines Flügels zu organisieren. Für alles gab es Restriktionen.

**ZEIT:** Sie kennen die Geschichte von der Pianistin Clara Haskil, die gefragt wurde, wie viele Stunden am Tag sie übe. Haskil war einigermaßen konzentriert und antwortete: »Sie glauben doch nicht, dass ich mit den Fingern übe!«

**Grimaud:** (lacht) Natürlich, alle Pianisten üben auch im Kopf! Das muss man beherrschen, dafür ist man viel zu oft viel zu lange unterwegs und hat kein Instrument. Der Kopf allein aber genügt nicht. Ich brauche den Kontrapunkt, ich brauche die Bewegung hin zum Klavier und weg vom Klavier. Insofern macht es einen riesigen Unterschied, ob ich auf die mentale Praxis angewiesen bin oder nicht.

**ZEIT:** Wie war es, als Sie dann zum ersten Mal wieder an Ihrem Flügel saßen?

**Grimaud:** Sehr frisch, sehr lebendig. Jede Verhärtung in mir wurde plötzlich weich, ich konnte ausatmen. Ich fühlte mich befreit.

**ZEIT:** Sie kennen die USA seit den 1990ern, als Sie in der Nähe von New York das Wolf Conservation Center gründeten, eine Organisation, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, auf vielfältige Art mit dem Mythos des »bösen Wolfs« zu brechen. Wie lebt es sich heute in den USA, was hat sich verändert in der amerikanischen Gesellschaft?

**Grimaud:** Puh, das ist ein weites Feld. Glauben Sie mir, ich wäre nicht hier, wenn ich an dieses Land nicht glauben würde. Ich kann überall auf der Welt leben, mein Beruf gibt mir jede Freiheit. Aber ich bin hier, in New York. Warum? Die USA sind voller Extreme, voller Widersprüche. Trotzdem ist dieses Land immer noch ein Ort, an dem die Träume nicht von Mitteln begrenzt werden, die der eine hat und der andere vielleicht nicht.

**ZEIT:** Vom Tellerwäscher zum Millionär, ernsthaft?

**Grimaud:** Ernsthaft! Wobei vieles definitiv verbesserungswürdig ist, wenn man vom *leader of the*

*free world* spricht, keine Frage. Für meinen Geschmack wissen zu viele Leute zu gut über Amerika Bescheid, die nie hier gelebt haben. Wer über Rassismus redet, sollte die Geschichte des Landes kennen. Wer die Spaltung der Gesellschaft diskutieren möchte, sollte weniger an Hautfarben denken als an die ökonomische Disbalance, die nicht nur in den USA existiert. Und so weiter. Es hat mich immer gestört, wenn jemand andere

»Wenn ich spiele, spüre ich manche Komponisten körperlich«

oder die äußeren Umstände für seine eigene Situation verantwortlich macht. Wie man für sich selbst einsteht, das lernt man hier. Und das ist keine so schlechte Idee, auch wenn sie republikanisch klingt. Ich bin keine Republikanerin, ich finde, der Staat hat die Pflicht, die sozial Schwachen und Benachteiligten aufzufangen. Aber ich sehe auch, wie komplex viele Dinge sind.

**ZEIT:** Fühlen Sie sich in Amerika zu Hause?

**Grimaud:** Ich bin vergangenen Herbst 50 geworden, ich könnte niemals nur an einem Ort leben. Dafür ist es einfach zu spät. Ich war sehr jung, als ich aus Aix-en-Provence weggegangen bin, meinem »Zuhause«. Und ich war mein ganzes Leben unterwegs, das hat mich geprägt. Die USA kann ich mir nicht vorstellen, ohne regelmäßig in Europa zu sein, Europa ohne die USA wäre mir zu eng. Ich brauche die Diversität, den Wechsel der Sprachen, Mentalitäten und Farben. Wie in der Musik.

**ZEIT:** Ihr neues Album *The Messenger* haben Sie unmittelbar vor der Corona-Krise aufgenommen. Hat der Titel etwas Prophetisches?

**Grimaud:** *The Messenger* – »Der Bote« – ist ein Stück des ukrainischen Komponisten Valentin Silvestrov von 1996, es müsste also sehr prophetisch sein. Außerdem wüsste ich nicht, was die Botschaft wäre. Der Bote ist eine Rolle, ein offener Kanal zwischen der Welt des Komponisten und der Welt seiner Zuhörer. Was übertragen wird, ist sehr persönlich, sehr emotional, hoffe ich, und hängt von jedem Einzelnen ab. Im Grunde lässt sich das über jede Musik sagen, aber ich höre bei Silvestrov ein ganz besonderes Echo. Das Echo einer Vergangenheit, eines Jenseits, das zum Diesseits spricht. Seine Musik ist pur – und das, finde ich, verbindet ihn mit Mozart.

**ZEIT:** Die Dichterin Ingeborg Bachmann hat über Maria Callas geschrieben, sie habe als Sängerin Jahrhunderte »durchhörbar« gemacht. Trifft es das?

**Grimaud:** Wie schön! Ursprünglich sollte die CD eine reine Mozart-CD werden, doch je näher die Deadline der Entscheidung rückte, desto unruhiger wurde ich. Ich spürte, da war etwas noch nicht richtig. Man kann Programme nicht auf dem Papier machen, sie müssen organisch sein und aus dem Herzen kommen. Das klingt nach einer bloßen Redewendung, aber es ist nicht leicht, seinem Herzen Gehör zu verschaffen.

**ZEIT:** Haben Sie Valentin Silvestrov getroffen? Er ist Jahrgang 1937.

Tennisspielerin aufgab – sie hatte es bis zu den French Open geschafft. »Irgendwann wurde mir klar, dass ich nicht länger gegen andere spielen wollte«, sagt sie. »Gegeneinander anzutreten und zu kämpfen entspricht nicht meiner Seele.« Von einem Tag auf den anderen ließ die damals 16-Jährige den Schläger liegen. »In meiner Familie waren Sport und Musik immer wichtig«, erzählt Jacquot. »Mein Vater musste sich als Kind für eines von beidem entscheiden, entweder Klarinette oder Tennis. Uns Kinder hat er dazu verpflichtet, aus beidem etwas auszuwählen – einen Sport und ein Instrument.« So begann Jacquot wie ihre beiden Geschwister mit Klavier und Tennis und wechselte mit zehn Jahren zur Posaune, die sie in Paris bis zur Abschlussprüfung studierte.

Auch hier regierte am Ende die Offenheit: Sie wechselte, ohne die letzte Prüfung zu spielen, nach Wien und Weimar zum Dirigatstudium. Das Tennis- und das Posaunenspiel, diese gegenteiligen Erfahrungen als impulsive, tonangebende Solistin auf dem Platz und als sich einfügende Mittelstimme im tiefen Blech – sie waren wohl prägend für Jacquots fantasievollen Dirigierstil: die maximale Unabhängigkeit der Hände und die Antizipationsfähigkeit, die sie beim Tennis schulte, und andererseits das feine Gehör und die kommunikative Virtuosität im Erschaffen eines Klangs, die man als Orchestermusikerin lernt. Die Entscheidung für den endgültigen Wechsel vors Orchester, sagt sie, sei dementsprechend genau das, nämlich ein natürlicher Prozess, gewesen, »wie all die Male zuvor. Meine Familie war ein bisschen überrascht von diesen ganzen spontanen Entscheidungen, hat mich aber immer unterstützt. Ich hoffe, dass sie stolz geworden sind.«

Vielleicht ist das Dirigieren ja für sie auch nur eine Etappe? »Ich halte es schon für möglich, dass ich noch einmal etwas anderes mache«, sagt Jacquot. »Aber solange ich Spaß an meinem Beruf, meiner Berufung habe, wird das nicht passieren.«

Seit Monaten hat kein großes Konzert mehr stattgefunden. Abgesehen von den Existenzängsten, denen sich viele Musiker ausgesetzt sehen, bedeutete dies für Jacquot aber nicht nur Schwierigkeiten: »Ich habe die Zeit zu Hause genutzt, um über meine Klangvorstellungen nachzudenken und mir Fragen über bestimmte Werke zu stellen, viel zu lesen und über die Zusammenhänge einer Komposition zu erfahren«, sagt sie. Es sei vor allem eine produktive Zeit gewesen, »als Dirigentin und als Mensch«. So sei ihr nach Jahren des Reisens und Konzertierens erstmals Raum geblieben, auf ihre Gedanken zu hören wie auf die einzelnen Stimmen eines Orchesters. »Ich habe viel über mich nachgedacht und über die Richtung, die ich meinem Leben geben möchte«, sagt sie. Und fügt an, als spräche sie über eine ihrer Interpretationen: »Ich habe viele Ideen entworfen und mir Meinungen gebildet, die sich in dieser ungewöhnlichen Situation aber immer wieder geändert haben. Und die sich noch weiter ändern können.«

Am 5. Oktober leitet Marie Jacquot das Konzert der Reihe »Rendezvous um halb 8« in Düsseldorf mit den Düsseldorfer Symphonikern. Am 3. November debütiert sie in der Bayerischen Staatsoper mit Miroslav Srnkas Oper »South Pole«. Am 6.

Dezember dirigiert sie das Deutsche Symphonie-Orchester Berlin in der Philharmonie.

**Grimaud:** Leider nicht. Aber durch seine Musik kenne ich ihn auf eine geradezu intime Weise. Ich denke, ich sollte es dabei belassen. Das geht mir auch bei Bach, Beethoven, Schumann oder Brahms so, meinen Lieblingen. Da komme ich natürlich nicht in die Verlegenheit, ihnen persönlich zu begegnen, aber wie sollte ich einem Genie wie Beethoven jemals näherkommen als in der Arbeit an einer seiner Klaviersonaten? Sie offenbart mir die kleinsten Falten seiner Seele. Wenn ich spiele, spüre ich manche Komponisten körperlich, ganz physisch. Bei Beethoven besonders im Rhythmus und in seinen Sforzati. Da verändert sich der Raum, die Energie.

**ZEIT:** Die Mozart-Stücke, die Sie aufgenommen haben – zwei Fantasien und ein Klavierkonzert – stehen allesamt in Moll. Warum?

**Grimaud:** Sie setzen sich mit Schicksalsfragen auseinander, das gibt ihnen ein Lot, eine Dichte. Das war mir wichtig.

**ZEIT:** Glauben Sie, dass Ihre Europa-Tournee im Oktober und November stattfindet?

**Grimaud:** Ich hoffe es inständig! Aber es ist eine lange Tour, bis Mitte November kann leider viel passieren. Soweit ich weiß, werden alle Konzerte modifiziert: ein abgewandeltes Programm, keine Pause, dafür manchmal zwei Termine an einem Abend, um mehr Zuhörer zu haben. Die Veranstalter sind sehr erfindungsreich. Und ich bin für jede Variante zu haben. Das Problem ist das Reisen zwischen den Kontinenten: Man lässt mich zwar ausreisen aus den USA, derzeit aber nur unter widrigen Umständen wieder einreisen.

**ZEIT:** Wenn Sie einen Wunsch freihätten ...

**Grimaud:** Dann beamten Sie mich bitte Anfang Oktober nach Europa und Mitte November wieder zurück! Es ist mir egal, vor wie vielen oder wenigen Leuten ich spiele, und wenn es 48 von 1800 sind! Alles ist derzeit besser als nichts.

Das Gespräch führte Christine Lemke-Matwey